

Uta Gerhardt

Fall und Struktur

Grundlagen und Anwendung der Fall-Struktur-Analyse¹

Case and Structure

Basics and Application of Case-Structure-Analysis

Zusammenfassung:

Die methodologischen Grundlagen und die Methode der Fall-Struktur-Analyse werden umrissen, um dieses Verfahren der qualitativen Sozialforschung vor dem Vergessen zu bewahren. Ein Postscriptum empfiehlt ein neues Anwendungsfeld, die historische Biographieforschung.

Abstract:

The article focuses on the foundations and method of Case-Structure-Analysis, a qualitative approach far too little known when it was used in two large-scale studies in England and Germany. In a postscriptum, a field of application of Case-Structure-Analysis is being sketched – the systematic interpretation of historical biographical data.

Schlagworte: Fall-Struktur-Analyse, Idealtypen, Methodologie, Wirklichkeitskonzeption, Gültigkeit qualitativer Daten und Datenanalyse.

Key words: Case-Structure-Analysis, Ideal types, Methodology, Social-Reality Construction, Validity of qualitative data and data analysis.

Im Laufe der letzten zwanzig Jahre hat die qualitative Sozialforschung – die Untersuchung anhand von Erzähl- und/oder Berichtsdaten, die nicht statistisch, sondern interpretativ verstehend ausgewertet werden – einen in den Jahrzehnten vorher kaum vorstellbaren Aufschwung genommen: – Heute liegen Lehrbücher der qualitativen Sozialforschung vor, die Markt- und Meinungsforschung verwendet qualitative Interviews, in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie besteht eine eigene mitgliederstarke Sektion, zahlreiche Lehrstühle sind diesem Spezialgebiet gewidmet, und die Zeitschrift BIOS blickt auf ein über zwanzig-jähriges Erscheinen zurück. Parallel zu dieser rasanten Entwicklung in der Soziologie hat sich in der Geschichtswissenschaft ein Zweig der Forschung fest etabliert, der eine ebenso bemerkenswerte Erfolgsstory aufzuweisen hat: – Die Oral History befasst sich mit den historischen Ereignissen und Zusammenhängen anhand der lebensgeschichtlich erinnerten, persönlichen Erfahrungen der Zeitgenossen und Zeitzeugen; Schilderungen subjektiv erlebter Geschehnisse werden auf diese Weise zu einem eigenen Thema der Geschichtsschreibung.

In der Soziologie haben sich drei Verfahren eingebürgert, die heute den weit-
hin verwendeten Kanon der Methoden bilden (Flick 1995): Dazu gehören er-
stens der *Grounded-Theory*-Ansatz, wie er ab den sechziger Jahren ursprünglich
durch Barney Glaser und Anselm Strauss an der University of California San
Francisco entwickelt wurde (Glaser/Strauss 1967; Strauss/Corbin 1996), zwei-
tens die „objektive Hermeneutik“, wie sie durch Ulrich Oevermann und seine
Mitarbeiter an der Universität Frankfurt erstmals in den siebziger Jahre aus-
gearbeitet wurde (Oevermann u.a. 1979; Oevermann 1996), und drittens das so-
genannt narrative Interviewen, wie es Fritz Schütze ursprünglich an der Uni-
versität Kassel in den frühen achtziger Jahren zur Untersuchung nicht erfolg-
reicher Lebensverläufe einsetzte (Schütze 1981, 1984). Demgegenüber hat die
Analyse von Fallstrukturen mittels Typenbildung, wie sie seit den achtziger
Jahren zunächst in der Medizinsoziologie entstand, zwar eine gewisse Wirkung
gehabt, zumal zwei umfangreiche empirische Studien vorliegen, die an der So-
cial Research Unit London und am Klinikum der Universität Giessen durchge-
führt wurden (Gerhardt 1986a, 1999). Das Verfahren hat in der Medizin auf-
schlussreiche Ergebnisse erbracht (Stuhr/Deneke 1992; Klotter 1994; Frommer/
Langenbach 1998; Lindner 2006) und in der Armutsforschung neue Einsichten
begründet (Ludwig 1995, 1996). Aber insgesamt ist die Typenanalyse der Fall-
strukturen in der qualitativen Sozialforschung bis heute wenig bekannt.

Der Ansatz sieht jeden einzelnen Fall als einen eigenen Gegenstand, der
mittels Verlaufsprofil zunächst zur Abfolge von Stadien aufbereitet wird, ehe
die Datenanalyse fallübergreifend und vergleichend eine Erklärung vornimmt,
wobei Max Webers Konzeption der Idealtypen zugrunde liegt (Gerhardt 1986b,
1991, 1994, 1998, 2009). Das Systematische des Vorgehens (Bohnsack 2000;
Flick u.a. 2001) beruft sich darauf, dass wie bei Max Weber eine Erklärung der
einzelnen Fälle bzw. Fallverläufe beabsichtigt ist, die in ihrem Bezug zu Struk-
turen und Prozessen zu sehen sind, also in ihren Auswirkungen auf die Bio-
graphien deutlich werden. Entsprechend gelten Webers Prinzipien der „Objek-
tivität“ und der „Wertfreiheit“ auch für diese qualitative Sozialforschung, weil
und insofern sie mit geschichtlichen – auch: lebensgeschichtlichen – Daten ar-
beitet

Mein Beitrag hat drei Teile: Die soziologische Klassik – insbesondere das
Denken Georg Simmels, Max Webers und Alfred Schütz' – wird zunächst ins
Blickfeld gerückt. Es wird jene moderne Soziologie aufgesucht, wie sie die be-
griffliche Konstitution des Sozialen zum Thema der Sozialwissenschaft macht –
Webers Abhandlungen zur Wissenschaftslehre sind ein Meilenstein auch für
qualitative Sozialforschung. Durch Methodologie sind Webers Theorie des so-
zialen Handelns und Schütz' Theorem des sinnhaften Aufbaus der sozialen Welt
miteinander zu verbinden. Eine verstehende Erklärung biographischer bzw. his-
torischer Fallmaterialien kann sich auf beide stützen. Zweitens wird gefragt,
wie die Fall-Struktur-Analyse verfährt, im Vergleich zu anderen Verfahren, die
kritisch beleuchtet werden. Im dritten Teil – einer Skizze – wird die Analyse
von Fallstrukturen, welche mit Idealtypen arbeitet, für die historische Biogra-
phieforschung als neues Feld der qualitativen Sozialforschung angeregt – über
Medizinsoziologie und Armutsforschung hinaus.

1. Theoriekonzeptionen der modernen Soziologie

In den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts schuf Wilhelm Dilthey durch die *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (Dilthey 1883) die Grundlegung für die moderne Sozialwissenschaft, wie sie ab der vorigen Jahrhundertwende in der Soziologie das moderne Denken werden sollte. Interessanterweise hat Dilthey durch seine fulminante Widerlegung der damals zeitgenössischen Soziologie, nämlich der Lehren Auguste Comtes und Herbert Spencers, zweier Theorien der Gründerzeit, die sich strikt an den Naturwissenschaften orientierten, diese Umwälzung der Soziologie ermöglicht. Für Dilthey war entscheidend, dass die Kultur und die Gesellschaft ein eigenes (geisteswissenschaftliches) Feld des Welt- und Wirklichkeitsverständnisses bilden. Ein durch die Wissenschaften des Geistes verkörpert Verstand für Gegenstände der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt solle sich einbürgern – wofür Dilthey im Plural, nämlich durch Geisteswissenschaften, die Erkenntnis des Einzelnen anmahnte:

„Soll der Zusammenhang des geschichtlich-gesellschaftlichen Lebens, nach der Seite der Abfolge der in ihm enthaltenen Zustände angesehen, der Methode der Erfahrung unterworfen werden, dann muß das Ganze desselben in *Einzelzusammenhänge aufgelöst* werden, welche übersichtlicher und einfacher sind.“ (Dilthey 1883, S.110, Hervorh. im Orig.)

Georg Simmel griff Diltheys Gedanken auf. Er kritisierte die zeitgenössische positivistische Soziologie (und außerdem die Geschichtsphilosophie à la Karl Marx), da sie – vom Standpunkt der Philosophie aus – der modernen Gesellschaftswirklichkeit nicht gerecht werde. Er schloss sich Diltheys Auffassung an, dass Gesellschaft als Gegenstand von Geschichte und Philosophie nur geisteswissenschaftlich begründet zu denken ist, und er schlug eine geisteswissenschaftlich verstandene *Einzelwissenschaft* Soziologie vor, wie sie einzig den kulturellen Sinnzusammenhängen der modernen Welt gerecht wird. Dilthey hatte die Philosophie, wie sie die Geisteswissenschaften begründet, als Alternative zur damals aktuellen Soziologie konzipiert. Aber Simmel zeigte, dass eine geisteswissenschaftliche Soziologie entsprechend den Vorgaben Diltheys durchaus möglich ist. Er klärte sogar, dies sei die einzig wirklichkeitsadäquate Gesellschaftswissenschaft, denn sie wolle nicht die ganze geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit erfassen, sondern beschränke sich auf einen Ausschnitt aus dem geschichtlich-gesellschaftlichen Geschehen, einen Ausschnitt, der jeweils begrifflich begründet werden müsse und könne:

„[D]ie Sociologie als Einzelwissenschaft wird [folgendermaßen] verfahren: Sie löst eben das bloß gesellschaftliche Moment aus der Totalität der Menschheitsgeschichte, d.h. des Geschehens *in* der Gesellschaft, zu gesonderter Betrachtung aus; oder, mit etwas paradoxer Kürze ausgedrückt, sie erforscht dasjenige, was an der Gesellschaft ‚Gesellschaft‘ ist.“ (Simmel 1894, S. 57)²

Das Geheimnis der wissenschaftlichen Erkenntnis, wie Simmel mit Blick nicht nur auf Dilthey, sondern vor allem Immanuel Kant darlegte, liegt darin, dass in den Sozialwissenschaften stets ein angebbares Erkenntnisinteresse, also eine perspektivische Erkenntnisabsicht, der eigentlichen Untersuchung vorausgeht. Dieses Erkenntnisinteresse ist zwar variabel, variiert also von Analyse zu Analyse, ist aber keineswegs beliebig: Begriffe müssen durch den Forscher (Soziologen), der seine einzelwissenschaftliche Perspektive anlegt, zu begründen sein.

Die Analyse wird valide, wenn und insofern der Forscher seine Perspektive so begründet, dass andere Wissenschaftler die Begrifflichkeit nachvollziehen und gegebenenfalls weiter entwickeln können:

„Nicht alles, was Friedrich II. oder Maria Theresia von morgens bis abends gethan, nicht die zufälligen Worte, in die sie ihre politischen Entschlüsse gekleidet haben, nicht die zufälligen psychischen Ereignisse, die in thatsächlich unlösbarer Verkettung mit diesen Entschlüssen, aber ohne inhaltliche Beziehung zu ihnen vorgingen – nicht dieses alles wird in der ‚Geschichte‘ erzählt; sondern der Begriff des politisch Wichtigen wird an die wirklichen Ereignisse herangebracht und nun wird nur das aufgesucht oder erzählt, was unter diesen gehört, was aber thatsächlich so, d.h. in dieser reinlichen inneren Konsequenz und Losgelöstheit, sich garnicht zugetragen hat.“ (Simmel 1894, S. 57)

Gegen Simmels Ansatz regte sich Widerspruch bei den zeitgenössischen Philosophen Wilhelm Windelband und Heinrich Rickert. Windelband unterschied in seiner berühmten Rektoratsrede zwischen einem nomothetischen und einem idiographischen Zugang (Windelband 1900) – er unterstellte mithin, es gebe eine auf soziale Gesetze zielende (etwa Soziologie à la Herbert Spencer) oder eine die Fülle der Einzelphänomene abbildende Wissenschaft (etwa Geschichte à la Leopold von Ranke). Rickert andererseits unterschied zwischen der Naturwissenschaft, die auf gesetzmäßige Erkenntnis abhebe, und der Kulturwissenschaft (im Singular, nicht im Plural), die das Individuum, das unteilbar einmalige Einzelne, in den Mittelpunkt stelle und durch veranschaulichende Darstellung erfasse (Rickert 1902).

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts war die Sachlage: Simmel hatte die Grundlegung der modernen Soziologie geleistet, wobei zu sagen ist, dass er allerdings lebenslang ein Philosoph blieb und eben als Philosoph seine soziologischen Arbeiten schuf. Aber die zeitgenössische Philosophie, allen voran die einflussreichen Windelband und Rickert, widersprachen dem geisteswissenschaftlichen Konzept und suchten an seine Stelle eine andere Konzeption der Sozialwissenschaft zu setzen. Diese Philosophen behaupteten ihrerseits eine mehr oder minder unversöhnliche Dichotomie zwischen einerseits der Geltung sozialer Gesetze und andererseits den unteilbaren Individuen, was den Wissenschaftsdualismus begründe, wobei man hinzufügen solle, dass die Soziologie zu den Naturwissenschaften zähle.

Erst Max Weber konnte – erstmals in seiner Abhandlung *Die „Objektivität“ der sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Erkenntnis* (Weber 1904) – das Problem weiterführend klären. Den gordischen Knoten zwischen dem nomothetischen und dem idiographischen Wissenschaftsverständnis durchtrennte Weber, indem er zeigte, dass ein Drittes jenseits der nomothetischen und der idiographischen Kultur- bzw. Sozialwissenschaft(en) zu setzen ist. Die Konstruktion von heuristischen Begriffen unter der Perspektive eines Erkenntnisinteresses ist jene Lösung des Problems der „Objektivität“, wie sie Weber vorschwebt. Stets ist im Blick zu halten, dass die sozialwissenschaftliche (und in gewisser Hinsicht auch die sozialpolitische) Erkenntnis allemal dem Zweck dient, die konkreten Phänomene der sozialen Welt in ihrer geschichtlichen Besonderheit soziologisch verstehend zu erklären. Dies gibt die Richtung auf die Wirklichkeit vor, und die Begriffe müssen intersubjektiv nachvollziehbar – „objektiv“ per Erkenntnisinteresse – eine Perspektive für ein Forschungsvorhaben vorgeben. Dies führt nicht etwa zu abstrakten Allgemeinaussagen, sondern im Gegenteil zur Erkenntnis der historischen Gegebenheiten:

„Denn Zweck der idealtypischen Begriffsbildung ist es überall, *nicht* das Gattungsmäßige, sondern umgekehrt die *Eigenart* von Kulturercheinungen scharf zum Bewußtsein zu bringen.“ (Weber 1904, S. 202)

Damit war das methodologische Programm entworfen, wie es heute für die moderne Soziologie wegweisend ist – allerdings nicht ausreichend gewürdigt wird. Anders formuliert: Im Laufe des nächsten Jahrhunderts hat dieses Programm sich zur modernen Soziologie entwickelt – wobei allerdings zu sagen ist, dass in der Zeitperiode zwischen 1933 und 1945 keine moderne Soziologie möglich war. Die Fortsetzung des Denkens Webers, also methodologisch begründetes Forschen, fand ab der Mitte der dreißiger Jahre nur noch in den USA und anderen Zufluchtsländern statt, wohin Deutsche hatten entkommen können, die sich dem Positivismusoktroy des Nationalsozialismus nicht fügten. Die Theorie der Gesellschaft, wie sie Talcott Parsons in *The Structure of Social Action* 1937 vorlegte, arbeitete heraus, dass das Erbe Webers unersetzlich war, um die Methodologie für jegliche soziologische Analyse verpflichtend zu machen. Wenn Struktur(en) des sozialen Handelns untersucht werden, so Parsons, ist die Methodologie unverzichtbar. Was unter anderem bei Weber eindrucksvoll unter Beweis gestellt war, wurde nunmehr Credo der modernen Soziologie überhaupt – und dies galt dann für Europa seit dem Ende des Nationalsozialismus bis heute.

Ehe die moderne Soziologie aus Deutschland vertrieben wurde, gelang Alfred Schütz im Jahr 1932 die entscheidende Weiterführung des Weber'schen Ansatzes. Schütz begründete verstehende Soziologie aus der zweigleisig angelegten, phänomenologisch begründeten Analyse der sozialen Welt (Schütz 1932). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* – Untertitel *Eine Einleitung in die verstehende Soziologie* – legt dar, inwiefern die Methodologie Webers zur Begründung der Theorie geeignet ist, die wiederum für die Forschung erkenntnisleitend ist. Dabei ist das Verstehen in doppelter Hinsicht einschlägig: Dem *Verstehen zweiter Ordnung*, nämlich dem wissenschaftlichen Verstehen, wie es Weber in seinen wissenschaftstheoretischen Abhandlungen fordert und in *Wirtschaft und Gesellschaft* anwendet, stellt Schütz ausdrücklich das *Verstehen erster Ordnung* gegenüber. Die alltagsweltliche wechselseitige Typisierung, wodurch die Handelnden in ihren Interaktionsbeziehungen sich gegenseitig interpretieren, so Schütz, ist eine eigene Domäne des Verstehens – eines Verstehens, das fraglos gegeben ist und keiner wissenschaftlichen Vermittler bedarf. Es ist zu bedenken, so Schütz, dass der alltagsweltliche Verstehenszusammenhang eine doppelte Konstitution hat, nämlich die umweltliche auf der einen und die mitweltliche Sozialwelt auf der anderen Seite: Die erstere entspricht persönlichen Lebensformen à la Freundschaft oder Ehe, die letztere den unpersönlichen Sozialbeziehungen à la Staatsbürgerschaft oder Wirtschafts- und Rechtsformen. Beides sind Alltagsbezüge, wie Schütz herausstellt. In den Alltagsbezügen sind das umweltliche und das mitweltliche Verstehen auf Idealtypen angewiesen – allerdings in einer anderen Weise als die Sozialwissenschaft, die ihrerseits ebenfalls mit Idealtypen arbeitet. Obwohl beidesmal Verstehen vorliegt, ist doch ausschlaggebend, dass im Alltag das *Verstehen erster Ordnung* vorherrscht und in der Sozialwissenschaft ein *Verstehen zweiter Ordnung* verwendet wird. Es wird zwar (im Alltag und in der Wissenschaft) jeweils eine Subjekt-Objekt-Beziehung und dabei eine Sinnorientierung hergestellt. Aber, so Schütz ausdrücklich, in der Alltagswelt und in der Wissenschaft ist das Typisierungsgeschehen ganz anders.

Über den Alltag:

„Diese Sinnzusammenhänge sind insofern ‚subjektive‘, als ich monothetisch nicht nur auf die aufbauenden Phasen *meiner* Erlebnisse, sondern auch auf die aufbauenden Phasen *deiner Bewusstseins-erlebnisse* hinblicke. Und weiterhin habe ich die Evidenz, dass ebenso wie ich auf deine Bewusstseinsabläufe hinblicke, du auf die meinigen hinblickst, dass also alles, was ich sage, handle, entwerfe, und zwar auf dich zu entwerfe, für dich nicht nur in einem objektiven Sinnzusammenhang steht, sondern als von *mir* gesagt, von *mir* gehandelt, von *mir* entworfen *auch in einem subjektiven Sinnzusammenhang*.“ (Schütz 1932, S. 236, Hervorh. im Orig.)

Und über die Sozialwissenschaft (hier: die Historie):

„Wie jede andere Problemstellung ist auch die Problemstellung des Historikers von den Motiven abhängig, welche wir unter dem Titel der Interessenlage analysiert haben. Auch die Interessenlage des Historikers hängt von seinem jeweiligen Jetzt und So, daher von seiner *attention à la vie* ab, in welcher er nicht nur der Vorwelt allein, sondern auch seiner Mitwelt zugekehrt ist.“ (Schütz 1932, S. 298)

Die interaktive Grundsituation des Verstehens, so Schütz, gilt beim Verstehen im Alltag ebenso wie bei der verstehenden Sozialwissenschaft (Sozialforschung). Beides Mal werden Idealtypen gebildet, allerdings – dies ist für die Sozialwissenschaft zu bedenken – in ganz unterschiedlicher (keinesfalls gleichzusetzender) Weise. Das heißt: Die verstehende Darstellung und Erklärung im Alltag muss getrennt werden von der verstehenden Darstellung und Erklärung der Sozialwissenschaft. Schütz warnt unmissverständlich:

„Nun besteht die eminente Gefahr, dass in aller Naivität der vom Beobachter gebildete Idealtypus dem durch den Handelnden konstruierten Idealtypus unterschoben wird und umgekehrt.“ (Schütz 1932, S. 288f.)

Anders gesagt:

„Man darf nun nicht in den Fehler verfallen, typisierende Erfassung fremden menschlichen Verhaltens mit mitweltlicher sozialer Erfahrung schlechthin gleichzusetzen.“ (Schütz 1932, S. 258)

Schütz arbeitet heraus, was die Sozialwissenschaft bzw. die Sozialforschung leisten kann, wenn sie sich darüber im Klaren ist, dass die Wissenschaft zwar methodisch ähnlich wie das Alltagshandeln verstehend (mittels Idealtypen als Deutungsmitteln) vorgeht, aber methodologisch dennoch vollkommen verschieden vom Alltag ist und bleibt. Schütz' Warnung, die Sozialwissenschaft dürfe keineswegs glauben, sie könne die Wirklichkeit „als solche“ ermitteln und dabei die von den Subjekten erlebte Sozialwelt objektiv abbilden, kann nicht laut genug wiederholt werden.

Die unauflösliche Differenz zwischen dem Alltagshandeln und dem wissenschaftlichen Beobachten – also dem Verstehen erster Ordnung und jenem der zweiten Ordnung – wird noch weiter vertieft, wenn zwischen den zwei Feldern des Forschens, beides allemal Beobachten – dem Beschreiben und dem Erklären – unterschieden wird. Das Vorgehen des Wissenschaftlers – auf der Ebene des Verstehens zweiter Ordnung – hat zwei Zweige, wie Schütz weiß: Man kann wissenschaftlich die Beschreibung oder die Erklärung anstreben, beides ist Sozialforschung bzw. Sozialwissenschaft. Weder die eine noch die andere, so allerdings weiß Schütz, erfasst die Wirklichkeit „als solche“, und keine kann die tatsächlich erlebte bzw. von den Subjekten erfahrbare Lebenswelt objektiv abbilden. Er erläutert dies zusammenfassend am Schluss seines Werkes:

„Noch ein Wort über Gegenstandsbereich und Verfahren der verstehenden Soziologie. Aufgabe dieser Wissenschaft ist zunächst und vor allem die Beschreibung der Sinndeutungs- und Sinnsetzungsvorgänge, welche die in der Sozialwelt Lebenden vollziehen. Diese Deskription kann eine empirische oder eine eidetische sein, sie kann Individuelles oder Typisches zum Gegenstand nehmen, sie kann an konkreten Situationen der mundanen Sozialität oder in einem hohen Allgemeingrad durchgeführt werden. Darüber hinaus aber will die verstehende Soziologie mit den so gewonnenen Deutungsschemata an eben jene Kulturobjekte herantreten, die sich in den Sinnsetzungs- und -deutungsvorgängen in der sozialen Welt konstituierten, und diese Kulturobjekte durch Rückfrage nach dem sie konstituierenden Sinn ‚verstehen‘.“ (Schütz 1932, S. 348-349)

Die Grundlegung der modernen Soziologie im Denken Simmels, Webers und Schütz' (fortgeführt bei Parsons) enthält die Klärungen, die für die Methodologie entscheidend sind, wenn die qualitative Sozialforschung wissenschaftlich adäquat arbeiten will. Will die qualitative Sozialforschung im Einklang mit den klassischen Theorie(n) der modernen Soziologie stehen, muss sie sich der Herausforderung durch das Denken Webers und Schütz' stellen. Die genannten Klassiker wehren sich vehement gegen den Positivismus, widersprechen der Gleichsetzung der Erkenntnis(se) mit dem tatsächlichen geschichtlich-gesellschaftlichen Geschehen und sehen kein unmittelbares – sondern nur ein begrifflich vermitteltes – Verhältnis zwischen dem analytisch verstandenen und dem empirischen, d.h. erlebten/erfahrenen/ausgeführten Handeln.

2. Fallanalyse und Strukturaussage

Die Anknüpfung an klassische Handlungs- und Gesellschaftstheorie(n) bedeutet eine Absage an den Positivismus. Daraus ergeben sich für die Sozialforschung – auch die qualitative Sozialforschung, die bei narrativen Daten eine nicht-statistische Interpretation erarbeitet – zwei methodologische Postulate:

- (1) Die Ebene des Handelns ist zu unterscheiden von der Ebene der Beobachtung. Das Handeln funktioniert nicht nach den Prinzipien der Beobachtung, und die Beobachtung erfasst das Handeln nicht, „wie es eigentlich [gewesen] ist“. Sondern: Unter einem perspektivischen Erkenntnisinteresse des Forschers (Sozialwissenschaftlers) werden in der biographischen und der historisch-soziologischen Forschung heuristische Begriffe (Konstrukte) gebildet, die ihrerseits die systematische wissenschaftliche Analyse erst ermöglichen.
- (2) Das Ergebnis der Beobachtung (Forschung) kann eine Beschreibung sein, wie sie die Sinndeutungsvorgänge der sozialen Welt, wovon Schütz spricht, veranschaulicht bzw. vergegenständlicht. Oder es kann eine verstehende Erklärung sein, wenn sie die Bezüge klärt, welche zwischen den Fallverläufen (ermittelt in Interviews, autobiographischen Zeugnissen etc.) auf der einen Seite und den gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen auf der anderen Seite herrschen.

Ehe die verschiedenen Ansätze der qualitativen Sozialforschung vor diesem Hintergrund vergleichend beleuchtet werden, ist das Verhältnis zwischen Fällen (dem Fall als Untersuchungseinheit) und den Strukturen (einschließlich

Wandlungs- und Entwicklungsprozessen im Zeitaufriß) anzusprechen, wie dies die Fall-Struktur-Analyse nahelegt.

Vier Schritte führen vom Fall zur Struktur, wenn man die Einzigartigkeit jedes Einzelnen voraussetzt und in der Analyse Strukturen erkennen will, die wiederum erlauben, das Typische am Besonderen verstehend zu deuten:

- (1) Eine Biographie ist immer ein einmaliges Leben eines einzelnen Menschen. Jede Person – methodologisch ist dies wichtig – ist/hat eine unverwechselbare Individualität.
- (2) Die Forschung, die sich unter die Begriffs- bzw. Erkenntnisperspektive stellt, erfasst eine Biographie oder Situation oder Darstellung als Kulturphänomen, das – wie Weber sagt – deutlich zu Bewusstsein zu bringen ist. Das Einmalige ist der Ausgangspunkt, und das Forschungsvorhaben behandelt unter der heuristischen Perspektive des Erkenntnisinteresses, also der Fragestellung, (nur) jenes am Individuellen, was daraus einen *Fall* macht. Das Individuum – als Fall – ist nun ein Verlaufs betroffener oder Handlungsträger, ist Teil oder Einheit einer bestimmbareren Untersuchungspopulation.
- (3) Der Fall bzw. das Fallmaterial wird *beschrieben*. Sinnvollerweise wird ein Verlaufsdiagramm für jeden Fall gebildet, und der Fall – das Individuelle als Fall – wird im Feld der ähnlich angelegten/verlaufenden Fälle geortet und eingeordnet. Man kann ähnliche Fälle – auch Gruppen von Fällen – vergleichend beschreiben. Man bekommt einen guten Ein- und Überblick über Verläufe bzw. die unterschiedlichen „Karrieren“, wenn man das Fallmaterial durch beschreibendes Verstehen abklärt. Es ist ein probates Verfahren, um die typischen von den untypischen Fällen innerhalb jedes Clusters zu unterscheiden und dabei dem einzelnen Fall in seinem Verlauf und seinen Bedingungen nachkonstruierend gerecht zu werden. Ludwig (1996) hat für die Armutsforschung gezeigt, wie anregend dieser Zugang ist und welche spannenden Ergebnisse dadurch entstehen.
- (4) Will man Strukturen bilden, die in den Fällen „stecken“, ist ein neuer Arbeitsgang fällig. Eine verstehende Erklärung – wie sie Webers Idealtypenkonzeption vorsieht – erfordert eine weitere Datenaufbereitung. Dabei sind die Fälle nicht lediglich Beispiele für Strukturen, die an ihnen zu erkennen wären, sondern die Fälle werden aus den Strukturen verstehend erklärt. Man muss also zunächst die Strukturen bzw. Strukturprozesse ermitteln, ehe eine Fallerklärung gelingt. Mit anderen Worten: Strukturen und Prozesse als Erklärungszusammenhang setzen voraus, dass jeder einzelne Fall in seinem strukturellen Gehalt und seiner Aussagekraft für das prozessuale Geschehen (im Sinne der Forschungshypothese) geprüft wird – gerade weil im Untersuchungsmaterial ganz unterschiedliche Verläufe vorliegen. So kann man „die Eigenart von Kulturercheinungen“ – um Max Webers Worte zu verwenden – „scharf zu Bewusstsein bringen“.

Die vier Momente entsprechen zwei Desideraten:

Erstens muss man die Handlung von der Beobachtung unterscheiden, sodass die Differenz zwischen dem Alltag und der Sozialwissenschaft klar ist.

Zweitens muss man zwischen der Beschreibung und der Erklärung unterscheiden, wobei das Verhältnis zwischen untersuchten Fällen und den daran ermittelten Strukturen/Strukturprozessen/Prozessstrukturen herauszuarbeiten ist.³

Die *Fall-Struktur-Analyse* erfüllt beide Desiderate: Zwischen Alltag und Sozialwissenschaft trennt sie, wenn die Befragten – in ihren Narrativen – die Wirklichkeit interpretieren, während der Forscher seinerseits – von der Perspektive seiner Problemstellung aus – diese Wirklichkeitsinterpretationen untersucht bzw. zu erklären sucht. Es wird nicht unterstellt, dass diese Forschung auf Hypothesen verzichte, wodurch ein unmittelbarer Zugang zur Wirklichkeit der Interviewten gelinge. Es wird auch nicht gemeint, eine besondere Interviewtechnik sei nötig, nämlich dass der Forscher durch möglichst geringe Intervention bei der „Eruierung“ der Geschichte deren Berichtskarakter gewährleiste. Stattdessen wird vorausgesetzt, dass die Wirklichkeitskonstruktion der Interviewten und diejenige der Forscher stets zwei verschiedene Welten bilden – weshalb eine Fragestellung und die daraus hergeleitete Hypothesenbildung unerlässlich sind.

Das zweite Desiderat betrifft die verstehende Erklärung à la Weber oder Schütz. Die Fall-Struktur-Analyse sucht die Erklärung der Fälle aus Strukturen, die in ihnen „stecken“, erst in einem zweiten Anlauf der Datenaufbereitung. Erst durch die Idealtypenbildung wird eine Erklärung beabsichtigt. Zwar gibt es im Vorfeld bereits die empirische Typenbildung, wenn ähnliche Fälle (durch Kontrastierung der Fallverläufe) zu Clustern (im Plural) geordnet werden, was die Beschreibung der Gemengelage des empirisch erhobenen Fallmaterials möglich macht. Aber zur *Erklärung* der Fallverläufe im Sinne Webers und Schütz ist die nochmalige Aufbereitung des Materials, nunmehr entsprechend den Hypothesen gemäß der Fragestellung, unersetzbar. Erst dann kann eine Erklärung die Kausaladäquanz und Sinnadäquanz beanspruchen, wie sie Weber vorzeichnet und Schütz ausdrücklich einfordert.

Verschiedene Methoden, die heute gängig sind, erfüllen die Desiderate der Methodologie nicht durchweg oder nicht ausreichend, was kurz zu erläutern ist.

Die *Grounded Theory* setzt seit den sechziger Jahren gegen Parsons und auch Erving Goffman ein Bild des Interaktionsgeschehens, demzufolge jeder Handelnde eine eigene Theorie der subjektiv wahrgenommenen Wirklichkeit habe, woraus Handlungen verständlich würden. An dieser These ist problematisch, dass die *Grounded Theory* sich ohne weiteres zutraut, diese Theorie – eigentlich Theorien – der Subjekte zu ermitteln, also das Wirklichkeitsverständnis der empirischen Handelnden zu eruieren, welches zudem wiederum zur Theorie der Soziologie hinführe (dementsprechend sieht die *Grounded Theory* sich als Theorie, die auf die Wirklichkeitssicht der Subjekte gegründet und in deren Wirklichkeitsauffassung verankert wäre – also *grounded*). Das Wirklichkeitsverständnis bzw. die Erfahrung der Subjekte soll ohne Hypothesen zu ermitteln und ohne eigene begriffliche Erkenntnisperspektive festzustellen sein. Weil sie die Weltsicht der Subjekte voraussetzungslos ermittle, könne die qualitative Forschung die „Definition der Situation“ erkennen. Heuristische Setzungen des Forschers hätten keinen Zweck, denn die Welt, „wie sie eigentlich ist“, könne erfasst werden, ohne dass man dazu eigene Begriffe und Hypothesen brauche – wodurch eben die „Theorien“ der Subjekte sich zeigen. Als hätte Weber niemals die Differenz zwischen dem sozialen Handeln und den Begriffen der Handlungstheorie herausgearbeitet, glaubt die *Grounded Theory*, sie könne die tatsächliche Weltsicht der Individuen anhand ihrer im Interview geäußerten „Definition(en) der Situation“ ermitteln. Als hätte Schütz niemals die Kluft zwischen dem Verstehen im Alltag und dem Verstehen der Wissenschaft betont, meint die

Grounded Theory, sie könne die Weltbilder des Alltags direkt zur Sicht der Sozialwissenschaft verdichten.

Erklären wird in der *Grounded Theory* gleichgesetzt mit Beschreiben, was – im Sinne von Schütz – durchaus plausibel gelingen kann (Rennie 2006). Aber mehr leistet die *Grounded Theory* nicht. Eine *Erklärung* der Fallverläufe (Verlaufskurven) bleibt unmöglich, weil die Datenauswertung sich vom Datenmaterial zunächst gänzlich ablöst, um ein axiales *Coding* vorzunehmen. Die Daten werden bekanntlich durch möglichst breite Fächerung der Untersuchungsfälle (maximale Kontrastierung) gewonnen. Dann wird – entsprechend Ermessen des Forschers – ein *Coding* anhand von Achsen oder Themengruppen vorgenommen, wobei einzelne Teile der Materials jeweils den Kategorien zugeordnet werden. Die einzelnen Fälle werden dabei auseinander gerissen. Es entsteht ein Gesamtbild der Materialien über die thematischen Felder hinweg, die jeweils als eine Ansammlung relevanter Aussagen zur Verfügung stehen. Aber die Fallverläufe sind daraus nicht mehr zu erkennen. Das ungelöste Problem ist, dass in dem Konglomerat der wörtlich oder sinngemäß vercodeten Materialien nicht mehr herauszufiltern ist, welche Aussagen einen bestimmten Fall in seinem Verlauf (qua Interview) betreffen – und man kann auch nicht feststellen, ob einige Fälle über alle Kategorien breit streuen und andere sich nur weniger Kategorien bedienen. Über den Interviewverlauf kann nichts ausgesagt werden, denn die Interviews werden zu Teilstücken zertrennt. Es gibt zwar ein Gesamtbild der Materialien, aber die Verbindung zu den Einzelfällen ist gekappt. Eine solche Verbindung muss sodann künstlich wieder hergestellt werden. Dies geschieht, indem *Fallbeispiele* für jede Kategoriengruppierung gebildet werden, von denen man indessen nicht weiß, ob sie im Material häufig vorkommen oder selten sind, ob sie also typisch oder lediglich eine brisante Orchidee des empirischen Datensatzes sind. Die Schlussfolgerungen, wie sie der Forschungsbericht zieht, müssen natürlich von sich behaupten, auf dem Material zu beruhen – aber eine Möglichkeit, dies zu zeigen, besteht nicht, und die Falsifikation der Aussagen ist unmöglich. So bleibt der *Grounded Theory* nur übrig, Erklärungen zu geben, die nolens volens einen unwillkürlichen Positivismus nicht vermeiden (Gerhardt 2000).

Die „objektive Hermeneutik“ geht einen anderen Weg. Von Anfang an ist der Einzelfall zentral, an dem möglichst genau durch Textkritik anhand Tonbandmaterials bei einem Gruppengespräch eine Struktur bzw. ein Strukturmuster durch hermeneutisches Verfahren zu ermitteln ist. Es wird unterstellt, eine objektive gesellschaftliche Wirklichkeit sei vorhanden. Die Gruppendiskussion des verbal vorliegenden Materials sichere die Gültigkeit der Aussage, wie der jeweilige Einzelfall eine jeweilig objektive Welt abspiegle oder verkörpere. Grundsätzlich wird eine Isomorphie zwischen dem Besonderen – dem Material im Einzelfall – und dem Allgemeinen – einer mutmaßlich wirkmächtigen Struktur – angenommen. Begriffe, mit denen die Gruppendiskussion arbeitet, welche die „objektiven“ Strukturen im bzw. am Fallmaterial herausarbeitet, werden bei der Datenerhebung nicht bedacht, und sie werden bei der Dateninterpretation nicht reflektiert. Die „objektive Hermeneutik“ setzt ihre begrifflichen Schlaglichter nachträglich, wenn die Gruppendiskussion ihre Ergebnisse herausarbeitet. Man kann sagen: Eine Alltagssituation wird retrospektiv aufgeschlüsselt, und es wird unterstellt, dass dieser Alltag dieselbe Wirklichkeit darstelle wie diejenige, die die nachträgliche Gruppendiskussion daran herausfindet, welche eine „objektive“ Struktur herausfiltert.

Die „objektive Hermeneutik“ gibt Beschreibungen des Hin und Her der Beteiligten eines untersuchten Interaktionsgeschehens, will indessen allemal eine Strukturaussage bzw. Strukturzuordnung machen. Die Interpretation, wie sie im Gruppenprozess zustande kommt, ist keinen weiteren Prüfkriterien unterworfen. Es könnte nun geschehen – und würde wohl unbemerkt bleiben –, dass idiosynkratische Auffassungen die Erklärungen der Forscher beeinflussen. Es ist nicht auszuschließen, dass eine Erweiterung des Fallkorpus auf die wünschenswerte Anzahl, dreißig Fallverläufe (Bertaux 1981), ein ganz anderes objektives Strukturgeschehen ergäbe. Der Rückschluss von einem Fall bzw. einer geringen Anzahl genau untersuchter Fälle auf die scheinbar darin evidente Struktur bzw. Strukturgesetzlichkeit könnte sich, würden höhere Fallzahlen verwendet, als vorschleunigter erweisen. Das verstehende Erklären, wie es Weber und auch Schütz zum Angelpunkt der Methodologie der Sozialwissenschaften machen, ist bei einem – wie immer bemühten – Gruppenverfahren nicht gewährleistet. Ein Rückgriff auf die klassische verstehende Soziologie würde die „objektive Hermeneutik“ bereichern, und sie müsste Webers und Schütz' Überlegungen zur Wirklichkeitswissenschaft dabei ernst nehmen.

Die Technik des „narrativen“ Interviewens – der dritte weithin verwendete Ansatz – beruht auf der Annahme, dass minimale Intervention des Forschers (Interviewers) bei einem – auf Tonband aufgenommenen – biographischen Interview eine berichtsgenaue Stegreiferzählung erbringe. Dass die Stegreiferzählung ein *Bericht* sei, keine durch die Interviewsituation beeinflusste Geschichte, werde möglich Zurückhaltung des Interviewers – seine besondere Verhaltensweise. Es werde Objektivität der Daten durch die minimale Situationsbeeinflussung des Forschers gewährleistet. Mit anderen Worten: Der Ansatz des „narrativen“ Interviewens will objektive Aussagen durch eine bestimmte Interviewtechnik sicherstellen. Die subjektive Erfahrung/Wahrnehmung, wovon der Befragte erzählt, sei mit dem objektiven Geschehen in Einklang zu bringen, wenn das Verhalten des Interviewers die Geschichte nicht unwillkürlich in eine vorgeprägte – dem Erzählenden übergestülpte – Richtung lenke. Es wird nicht bedacht, dass ein biographisches Interview – zwei miteinander Interagierende – allemal eine Interaktion ist, auch wenn der eine Beteiligte sich möglichst zurückhält, um den anderen nicht zu beeinflussen. Das Interview – gerade das „narrative“ Interview – steht und fällt mit dem „Rapport“, der einvernehmlichen Atmosphäre zwischen den Beteiligten, die miteinander reden – auch wenn dieses Reden vielleicht eher einseitig ist, weil der eine (der Forscher) diese Einseitigkeit dem anderen (dem Interviewten) bewusst gewährt. Es kann indessen eine Neutralität des Forschers nicht unterstellt werden, nur weil dieser seine Technik, möglichst wenig zu intervenieren, für einen probaten Zugang zur subjektiv empfundenen Wirklichkeit des Befragten hält. Man darf vermuten, dass das „narrative“ Interviewen – wie jedes Gespräch – eine Perspektivität der Sicht sowohl auf Seiten des Befragten als jener des Forschers enthält – wobei beide Perspektiven grundsätzlich verschieden sind: Der Befragte hat eine Perspektive des Alltagsverstehens sowohl für seine eigenen Erfahrungen als auch, wie er diese erzählt, und der Forscher hat seine Perspektive des wissenschaftlichen Verstehens, und in der Situation des Interviews ist ihm sein eigener Standpunkt präsent oder er sucht ihn möglichst zu verdrängen. Eine Übereinstimmung der Perspektiven, wenn und weil der Forscher durch Abstinenz bei der Interviewgestaltung einen adäquaten Bericht „hervorzulocken“ meint, ist sicherlich ein frommer Wunsch des Interviewers.

Durch Überlegungen Webers oder Schütz' ist diese Vorgehensweise nicht zu begründen.

Wie geschieht Erklären im „narrativen“ Interviewen bzw. mit Materialien aus „narrativen“ Interviews. Schütze hilft sich aus der Klemme, indem er eine Kollektivbiographie für Befragte einer bestimmten Kategorie annimmt – etwa des deutschen Volkes im Nationalsozialismus. Mit diesem heuristischen Konstrukt, das dem Interviewmaterial unterlegt bzw. übergestülpt wird, was allenfalls eine Arbeitshypothese ergibt, sind zwar Aussagen möglich, deren Erklärungswert behauptet werden kann. Aber es bleibt problematisch, ob Kollektivbiographien empirisch überhaupt Bezugsgrößen sein können. Möglicherweise sind es reifizierte Gebilde, deren einziger Wahrheitswert ihr nominalistischer Gehalt ist. Es wäre denkbar, dass Kollektivbiographien, wie sie zur Erklärung der Fallmaterialien benutzt werden, Artefakte sind, schlimmstenfalls Chimären des Forschens – allerdings sei ihnen zugestanden, Arbeitshypothesen zu sein, deren Gültigkeit indessen in einem eigenen Arbeitsschritt noch nachzuweisen wäre. Eine methodologische Sicherung von Kollektivbiographien durch Idealtypenbildung scheint durchaus denkbar – müsste indessen noch unternommen werden.

3. *Postskriptum*: Analyse von Fallstrukturen in historischen Materialien

Abschließend mögen einige Bemerkungen andeuten wie die Fall-Struktur-Analyse, bisher in der Medizinsoziologie und Armutsforschung verwendet, auch für historische Materialien geeignet ist. Mit dem Blick auf die bisher erst teilweise ausgewerteten über zweihundertfünfzig autobiographischen Berichte aus dem Jahr 1939 und 1940, die die Erfahrungen deutscher Emigranten vor und nach dem Januar 1933 darstellen und insbesondere die Sammlung mit dem Schwerpunkt der Novemberpogrome 1938 (Hartshorne 1941; Löwith 1986; Garz/Lee 2003; Blömer 2004; Gerhardt/Karlauf 2009), kann man sagen, dass auch historische Materialien – hier: autobiographische Berichte – zur systematischen Ermittlung von Strukturen und Handlungsprozesse aus qualitativen Daten taugen.

Die autobiographischen Zeugnisse, die der Soziologe Edward Y. Hartshorne zusammenstellte, aber wegen des Kriegseintritts der USA nicht in seinem geplanten Buch *Nazi Madness – November 1938* auswerten konnte, sind eine Fundgrube für qualitative Sozialforschung mit historischen Materialien.

Die Perspektive, unter der diese Berichte geschrieben wurden, war einheitlich: Den Exildeutschen, durch das Preisausschreiben angesprochen, war die Aufgabe gestellt, ihre persönlichen Erlebnisse der Zeit „vor und nach dem 30. Januar 1933“ zu schildern. Eine Aufbereitung der autobiographischen Berichte, bis heute an der Harvard-Universität aufbewahrt, kann von der analytischen Fragestellung ausgehen, ob die Emigration vor oder nach dem November 1938 geschah und persönlich Verfolgung erlebt wurde. Entsprechend wären die Fälle als Verlauf zu bestimmen, wobei zwei Grundmuster etwa wären: Entweder eine Sequenz *Machtergreifung* → *persönlich erfahrene Verfolgung* → *Weggang vor dem Pogrom 1938*; oder *Machtergreifung* → *Pogrom 1938 und Verfolgung* →

Weggang (die zwei „einfachsten“ Varianten, jeweils mit Komplementärverlauf: *Machtergreifung* → *keine persönlich erlittene Verfolgung* → *Weggang* bzw. demgegenüber *Machtergreifung* → *Pogrom 1938, persönlich keine Verfolgung* → *Weggang*, wobei letzterer Typus empirisch im Harvard-Material leer bleibt). Es ergeben sich Cluster ähnlicher Fallbiographien, sie können durch paradigmatische Fälle charakterisiert werden.

Um die Frage zu klären, ob die Auswanderung vor oder nach 1938 zur systematischen Erklärung der Lebenssituation im Exil beiträgt, ist das Schlüsselmerkmal, wie die nachträgliche Beurteilung des Weggangs aus Deutschland eingeschätzt wird: War es eine Auswanderung – wird also der Weggang als Abschied, das Ankommen im Exilland als Befreiung (Ankunft in der Freiheit) dargestellt? Oder war es eine Vertreibung ins Exil – wird also der Weggang als unwiederbringlicher Verlust dargestellt?

Für die 34 Fälle mit einem ausführlichen Bericht über die Novemberpogrome liegt eine solche Analyse im Aufriss vor (Gerhardt 2010). Sie vergleicht die Fälle, deren Bericht eine (allemaal erzwungene) Auswanderung schildert, mit jenen, wo ein Vertriebenwerden ins Exil geschildert wird, also kein Abschiednehmen vom Vergangenen gelungen ist. Beide Gruppen, wie sich zeigt, bestehen aus Fällen, wo das Erlebte als Schicksal des Einzelnen oder auch der Juden als *Parias* Nazideutschlands erfahren wird: Ob die Auswanderung oder die Vertreibung ins Exil die Perspektive ist, ist also nicht davon abhängig, ob die Betroffenen ihr Erleben als Einzelschicksal oder als Verfolgung der Juden Deutschlands (und Österreichs) im Bericht schildern.

Zur Auswertung kann das Material unter der Hypothese aufbereitet werden, dass die Auswanderung eher narrative Strukturen begünstigt, während Vertreibung ins Exil eher zu Berichtsdarstellungen anregt. Anhand der Fälle, die in „reiner“ Form die eine oder andere Variante verkörpern, können andere Fälle des Materials – wie es Weber nennt – „gemessen“ werden, nämlich in Bezug gesetzt, um daran die Besonderheiten des jeweilig gegenüber dem idealtypischen Fall anderen Verlaufs herauszuarbeiten. Die Analyse steht noch aus.

Es lässt sich sagen, dass biographische und historische Materialien mit einer Fall-Struktur-Analyse soziologisch bearbeitet werden können. Die Fall-Struktur-Analyse hat sich in der Medizinforschung und Armutsforschung bewährt; sie kann auch in der Historie einen Beitrag leisten.

Man sollte die *Grounded Theory* und auch das „narrative“ Interviewen noch einmal überdenken. Diese Ansätze könnten zu systematischen Vorgehensweisen weiterentwickelt werden, wenn nachvollziehbar die Verbindung zwischen den einzelnen Fällen und den daran ermittelten Strukturen (Strukturprozessen) herzustellen wäre. Die unwillkürlich positivistischen Annahmen dieser Ansätze ließen sich ausschalten, und sie würden näher an die moderne Soziologie herangerückt. Der sichere Boden der Wissenschaftslehre Webers und der verstehenden Soziologie Schütz' sollte jedenfalls für die qualitative Sozialforschung zum Königsweg der Empirie werden.

Anmerkungen

- 1 Ich danke Jörg Frommer und einem anonymen Gutachter für ihre Anregungen. Der Redaktion sei gedankt für ihre Geduld, bis diese Fassung meines Aufsatzes entstand.
- 2 Die Schreibweise des Zitats entspricht dem Original wie in der Georg-Simmel-Gesamtausgabe (GSG); Hervorhebungen im Original.
- 3 Für eine ausführlichere Darstellung siehe Gerhardt (1985).

Literatur

- Bertaux, D. (Hrsg.) (1981): *Biography and Society. The Life History Approach in the Social Sciences*. Beverly Hills.
- Blömer, U. (2004): „Im übrigen wurde es still um mich“. Aberkennungsprozesse im nationalsozialistischen Deutschland. Oldenburg.
- Bohnsack, R. (2000): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. 4. Aufl. Opladen.
- Dilthey, W. (1883): *Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte*. 9. Aufl. Stuttgart/Göttingen 1990.
- Flick, U. (1995): *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek.
- Flick, U./von Kardorff, E./Steinke, I. (Hrsg.) (2001): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek.
- Frommer, J./Langenbach, M. (1998): Fallstudien in der Psychotherapie. In: Jüttemann, G./Thomae, H. (Hrsg.): *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim, S. 383–401.
- Garz, D./Lee, H.-S. (2003): Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933. In: Wojak, I./Meinl, S. (Hrsg.): *Im Labyrinth der Schuld*. Frankfurt a.M., S. 333–357.
- Gerhardt, U. (1985): Erzählraten und Hypothesenkonstruktion. Überlegungen zum Gültigkeitsproblem in der biographischen Sozialforschung. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37. Jg., S. 230–256.
- Gerhardt, U. (1986a): *Patientenkarrieren. Eine medizinsoziologische Studie*. Frankfurt a.M.
- Gerhardt, U. (1986b): Verstehende Strukturanalyse. Die Konstruktion von Idealtypen als Analyseschritt bei der Auswertung qualitativer Forschungsmaterialien. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): *Sozialstruktur und soziale Typik*. Frankfurt a.M., S. 31–83.
- Gerhardt, U. (1991): Idealtypische Analyse von Statusbiographien chronisch Kranker. In: Gerhardt, U. (Hrsg.): *Gesellschaft und Gesundheit. Aufsätze zur Begründung der Medizinsoziologie*. Frankfurt a.M., S. 9–60.
- Gerhardt, U. (1994): The Use of Weberian Ideal-Type Methodology in Qualitative Data Interpretation. An Outline for Ideal-Type Analysis. In: *BMS – Bulletin de Méthodologie Sociologique*, No. 45, S. 74–126.
- Gerhardt, U. (1998): Die Verwendung von Idealtypen bei der fallvergleichenden biographischen Forschung. In: Jüttemann, G./Thomae, H. (Hrsg.): *Komparative Kasuistik*. Weinheim, S. 93–122.
- Gerhardt, U. (1999): Herz und Handlungsrationalität. Biographische Verläufe nach koronarer Bypass-Operation zwischen Beruf und Berentung. Eine idealtypenanalytische Studie. Frankfurt a.M.
- Gerhardt, U. (2000): Ambivalent Interactionist: Anselm Strauss and the „Schools“ of Chicago Sociology. In: *American Sociologist*, 31. Jg., H. 4, S. 34–64.

- Gerhardt, U. (2003): Einführungssessay – Plädoyer für begrifflich begründete Studien zu Kultur und Gesellschaft. In: Gerhardt, U. (Hrsg.): Zeitperspektiven. Studien zu Kultur und Gesellschaft. Stuttgart, S. 7–45.
- Gerhardt, U. (2009): Idealtypen in der fallvergleichenden Forschung. In: Jüttemann, G. (Hrsg.): Komparative Kasuistik. 2. Auflage. Weinheim, S. 82–94.
- Gerhardt, U. (2010): Auswanderung und Vertreibung ins Exil in Schilderungen nach dem Novemberpogrom 1938 – Bemerkungen zu einem Thema der Soziologie. Vortrag anlässlich der Tagung der Gesellschaft für Exilforschung 2010 „Auswanderung und Vertreibung ins Exil“.
- Gerhardt, U./Karlauf, T. (Hrsg.): Nie mehr zurück in dieses Land. Augenzeugen berichten über die Novemberpogrome 1938. Berlin.
- Glaser, B./Strauss, A. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Chicago.
- Hartshorne, E. Y. (1941): German Youth and the Nazi Dream of Victory. New York.
- Jüttemann, G./Thomae H. (Hrsg.) (1998): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim.
- Klotter, C. (1994): Idealtypenbildung nach Max Weber als qualitative Datenauswertungsstrategie – exemplarisch erprobt am Beispiel von Eßstörungen. In: Faller, H./Frommer, J. (Hrsg.): Qualitative Psychotherapieforschung. Heidelberg, S. 297–310.
- Lindner, R. (2006): Suizidale Männer in der psychoanalytisch orientierten Psychotherapie. Eine systematische qualitative Untersuchung. Hamburg/Gießen.
- Löwith, K. (1986): Mein Leben vor und nach dem Januar 1933. Ein Bericht. Stuttgart.
- Ludwig, M. (1995): Lebenszeit. Armutskarrieren zwischen Marginalisierung und Normalisierung. In: Leibfried, S./Leisering, L. (Hrsg.): Zeit der Armut. Lebensläufe im Sozialstaat. Frankfurt a.M., S. 158–201.
- Ludwig, M. (1996): Armutskarrieren. Zwischen Abstieg und Aufstieg im Sozialstaat. Opladen.
- Oevermann, U./Allert, T./Konau, E./Krambeck, J. (1979): Die Methodologie einer „objektiven“ Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart, S. 352–434.
- Oevermann, U. (1996): Die Konzeptualisierung von Anwendungsmöglichkeiten und praktischen Arbeitsfeldern der objektiven Hermeneutik. Frankfurt a.M. (unveröffentlicht).
- Parsons, T. (1937): The Structure of Social Action. A Study in Social Theory With Special Reference to a Group of European Writers. New York.
- Rennie, D. (2006): The Grounded Theory Method: Application of a Variant of Its Procedure of Constant Comparative Analysis to Psychotherapy Research. In: Fisher, C. T. (Hrsg.), Qualitative Research Methods for Psychologists. Introduction through Empirical Studies. Amsterdam, S. 59–77.
- Rickert, H. (1902): Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Tübingen.
- Schütz, A. (1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt a.M. 1974.
- Schütze, F. (1981): Prozessstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes, J./Pfeifenberger, A./Stosberg, M. (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg, S. 67–156.
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart, S. 78–111.
- Schütze, F. (1996): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Lämmert, E. (Hrsg.): Erzählforschung. Ein Symposium. Stuttgart, S. 567–590.
- Simmel, G. (1894): Das Problem der Sociologie. In: Georg Simmel Gesamtausgabe (GSG). Band V. Frankfurt a.M. 1992, S. 57–64.
- Strauss, A./Corbin, J. (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim.
- Stuhr, U./Deneke, F.-W. (Hrsg.) (1992): Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument. Heidelberg.

-
- Weber, M. (1904): Die „Objektivität“ der sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Erkenntnis. In: Weber, M.: Gesammelte Auflage zur Wissenschaftslehre, 3. Auflage, herausgegeben von Johannes Winckelmann. Tübingen 1968, S. 146–214.
- Weber, M. (1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der Sozialökonomik, herausgegeben von Johannes Winckelmann. Tübingen.
- Windelband, W. (1900): Geschichte und Naturwissenschaft. Straßburg.